

Olaf Jessen, Preußens Napoleon? Ernst von Röchel (1754-1823). Krieg im Lichte der Vernunft, Schöningh Paderborn 2006; 490 S., 39,90 € [ISBN 3-506-75699-0].

Ernst von Röchel gehört zu dem Kreis der historischen Persönlichkeiten, die zwar oft zitiert oder als Beispiel angeführt, aber noch nie ernsthaft wissenschaftlich untersucht wurden. Er, dessen militärische Karriere im Preußen Friedrichs II. begann, galt sowohl Zeitgenossen als auch rückschauenden Beobachtern oft unbesehen als Exponent derjenigen Gruppe von höheren Offizieren, die die preußische Armee in die Katastrophe von Jena und Auerstedt 1806 führten, weil sie sich auf den Lorbeeren des großen Friedrichs ausgeruht hatten, die Zeichen der mit der Französischen Revolution anbrechenden neuen Zeit weder politisch und gesellschaftlich, noch militärisch erkannt hatten und sich und ihre Armee weit über-, Napoleon aber weit unterschätzten – soweit die gängigen, oft kolportierten Vorurteile, die Jessen nun einer näheren Untersuchung unterzogen hat.

Röchel stammte aus einer pommerschen Adelsfamilie, die sich einkommensmäßig eher am unteren Rand des Standes bewegte. Dennoch oder vielleicht gerade deshalb hielt er zäh an der Vorstellung fest, dass zum Offizier nur Adelige taugten und dass sich das Offizierskorps daher vom Bürgertum abzuschotten habe. Dass er in verschiedenen Funktionen an maßgeblicher Stelle die Entwicklung der preußischen Offiziersausbildung beeinflusste, hat dieser Auffassung eine große Wirksamkeit in die Praxis hinein beschert. Ihre offensichtliche Unvereinbarkeit mit bürgerlichen Ansprüchen auf politische Teilhabe hat einen guten Teil zu der schlechten Meinung beigetragen, die sich die Nachwelt von Röchel machte. Dass jedoch von dieser in der Tat nicht sehr zukunftssträchtigen Idee eines adeligen Offizierskorps ohne weitere Prüfung auf einen völligen Mangel an Fähigkeit und Bereitschaft zu Reformen gleich welcher Art geschlossen wird, geht – wie Jessen gut belegen kann – an der Realität weit vorbei.

Röchel war ein hoch gebildeter Offizier, der die Probleme des Militärwesens sehr genau erkannte und Lösungs- und Änderungsvorschläge erarbeitete, die sich von der grundsätzlichen Struktur der preußischen Regierung bis hin zu taktischen und logistischen Einzelheiten erstreckten. Wegweisend und mit langer Nachwirkung versehen war insbesondere

Rüchels Engagement für eine bessere Versorgung für Invaliden, Offizierswitwen und Soldatenkinder. Seine Ideen waren aber nicht immer sinnvoll (so sperrte er sich gegen die Einführung der Divisionsgliederung) und z. T. verhinderte auch ein Mangel an Diplomatie den Erfolg von Initiativen. Aber insgesamt kann doch nicht behauptet werden, dass er sich jeglicher Veränderung widersetzte. Im Gegenteil, er förderte durchaus Diskussionen und militärwissenschaftliche Debatten, nicht zuletzt als Mitbegründer der „Militärischen Gesellschaft“ in Berlin, und er öffnete vielen Gedanken der Aufklärung den Weg ins Militär, auch wenn die Aufklärung ihrerseits angesichts neuer geistiger Strömungen zunehmend ihre Modernität einbüßte.

Als junger Offizier war Rüchel noch von Friedrich II. selbst ausgebildet und in seinem Quartiermeisterstab verwendet worden. Die Bewunderung für den „großen König“ ließ bei ihm wie bei vielen anderen Zeitgenossen zeitlebens nicht nach, und den Mitlebenden galt er lange als letzter Schüler Friedrichs, der gleichsam dessen Vermächtnis bewahrte. Dies konnte man schon damals je nach Standpunkt positiv oder negativ bewerten, es hat aber in jedem Fall dazu beigetragen, das Bild eines gedanklich noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts stehenden Mannes zu formen, eines von der späteren militärischen Kritik als „Methodiker“ im Unterschied zum modernen Feldherrn vom Typus Napoleons abqualifizierten Generals, der Krieg allein nach mathematischen Formeln führe. Eine genaue Betrachtung der Operationen und Gefechte, an denen er im Koalitionskrieg und gegen Napoleon teilnahm, zeigt jedoch ein ambivalentes Bild. Zum einen bewährte er sich auf mehreren Positionen, was seinen schnellen Aufstieg zum General beförderte, und er erscheint durchaus nicht als unfähig, wenngleich auch die wirklich großen Siege ausblieben. Zum anderen war die Überlegenheit der französischen Bürgersoldaten mit revolutionärem Geist, Kolonnentaktik und zerstreutem Gefecht keineswegs so groß, wie es spätere, oft holzschnittartige Interpretationen Glauben machen. Rüchel wie viele andere konnte aus den praktischen Erfahrungen auf dem Gefechtsfeld durchaus den Schluss ziehen, dass der preußische Kantonist, die Linie und die Beachtung bestimmter methodischer Lehren nicht zum alten Eisen gehörten, sondern nach wie vor zum Sieg führen konnten, wenn bestimmte kleinere Probleme und insbesondere Fragen der Kommandostruktur und der Logistik gelöst wurden. Ganz falsch war diese Wahrnehmung sicher

nicht, kehrte doch auch Napoleon zur Linie und, wo erforderlich, zur Magazinversorgung zurück.

Die Niederlage von 1806 war daher, jedenfalls was Rüchel angeht, nicht so sehr auf die Anwendung veralteter Grundsätze zurückzuführen, sondern vielmehr auf Führungsprobleme und auf eine kollektive Vorstellung innerhalb der preußischen Generalität, den Krieg ohnehin verlieren zu müssen und praktisch keine Chance zu haben. Im Angesicht der Niederlage, als der verspätet mit seinem Korps auf dem Schlachtfeld ankommende Rüchel nach althergebrachter, aber auch in seinen eigenen theoretischen Schriften vorgetragener Auffassung den Rückzug hätte decken müssen, befahl er einen rücksichtslosen Angriff, der blutig scheiterte und der – wie Jessen zutreffend bemerkt – eher an einen napoleonischen General als an einen blutscheuen Methodiker denken lässt. Dieser Angriff bleibt rätselhaft und lässt sich vielleicht nur mit der kollektiven Untergangsstimmung der Preußen erklären, zeigt aber auch, dass Rüchel keineswegs unbeeinflusst von den Entwicklungen seiner Zeit blieb. Besonders deutlich wurde dies während der abschließenden Kämpfe dieses Krieges, in deren Verlauf er eine immer striktere Unterordnung ziviler unter die militärischen Interessen forderte – obwohl der Methodiker alter Schule ja den Krieg so führen wollte, dass der Bürger davon nichts merkte – und auch selbst eine immer härtere Sprache gegen den Feind pflegte, die dem Hass einer nationalen Erhebung deutlich näher stand als dem länderübergreifenden adeligen Standesgeist früherer Zeiten.

Insgesamt war Rüchel also eine vielschichtige Erscheinung, in der sich Reform und Stillstand verbanden und die wenig mit dem Abziehbild eines altpreußischen Offiziers gemein hat, das man sich später aus politischer und v. a. auch militärwissenschaftlicher Parteilichkeit heraus von ihm gemacht hat. Ohnehin ist es fragwürdig, die Veränderungen in der Kriegführung, die die Französische Revolution und Napoleon brachten, unbesehen als positiv und erstrebenswert, weil modern, anzusehen. Rüchel wehrte sich gegen viele Auswüchse dieser neuen Zeit, u. a. indem er die Magazinversorgung, die natürlich im Vergleich zur Versorgung aus dem Land zu einer weniger schnellen und freien Kriegführung führte, nicht aufgeben mochte, weil mit der Versorgung aus dem Land Plünderungen und damit unsägliches Leid für die Bevölkerung verbunden waren. Nicht jede Modernisierung ist also ein Fortschritt, und nicht jeder,

der sich gegen Teile der Modernisierung wendet, ist ein fortschrittsfeindlicher Betonkopf.

Jessen zeigt mit seiner Arbeit über die differenzierte Erhellung der Person Röchels hinaus zweierlei. Zum einen ist das lange unter struktur- und sozialgeschichtlichen Fahnen als tot betrachtete Genre der Biographie keineswegs eine Sackgasse der Historiographie, sondern nach wie vor notwendig und wichtig. Denn so wenig sich die historischen Personen ihrer Zeit, der Struktur, völlig entziehen können, so sehr haben sie dennoch Handlungs-, Entscheidungs- und Meinungsspielräume, die die Untersuchung des Individuums zwingend erforderlich machen. Ein anderer als Röchel in gleicher Position hätte durchaus andere Weichen stellen können, und vieles an ihm wird nur verständlich, wenn man ihn und seinen individuellen Lebensweg betrachtet, der eben nicht haargenau dem aller seiner adeligen Standesgenossen oder Offizierskameraden gleich.

Zum anderen wird erneut deutlich, dass eine moderne Militärgeschichte nicht auf eine genaue Untersuchung des Geschehens auf dem Schlachtfeld und auf dem Marsch verzichten kann. Der bloße Schluss vom Ergebnis oder auch von theoretischen Schriften auf Haltungen und Verhaltensweisen der handelnden Personen bleibt notgedrungen an der Oberfläche. Der Rückgriff auf Generalstabswerke und andere Produkte der militärischen Historiographie des 19. Jahrhunderts wird immer zu Fehlschlüssen führen, weil diese die Operationen oft nach den Grundsätzen ihrer Zeit beurteilen und beschreiben. Die Frage, ob etwa friderizianische Elemente zur Niederlage gegen Napoleon geführt haben könnten, lässt sich jedenfalls nicht anhand des Vergleichs des Alters preußischer Obristen feststellen, sondern nur durch ein Nachvollziehen ihrer Handlungen.

So wäre es in jeder Hinsicht wünschenswert, wenn Jessen Nachahmer finden würde mit seinem Ansatz, den Lebensweg und das Handeln einer Person an wichtiger Stelle konsequent vor dem Hintergrund seiner Zeit, also nicht losgelöst von der Struktur, zu untersuchen und zu beschreiben; und soweit es sich um Militärpersonen handelt, zeigt seine Arbeit deutlich, wie viele wichtige Erkenntnisse noch zu gewinnen sind, wenn der Krieg „aus der Nähe“ (Daniel Hohrath) betrachtet wird.

*Max Plassmann*